

Einerseits distanziert er sich von dem „Rationalismus, der besonders ausgeprägt bei Swinburne und Mackie mit der analytischen Methode verbunden ist“ (172), andererseits stellt er positiv heraus: „Einem analytischen argumentativen Zugang gelingen nicht bloß Begriffserklärungen methodischer Art“ wie die Unterscheidung zwischen einer erklärenden und einer bloß verteidigenden Theodizee. Auch in inhaltlicher Hinsicht stellt sie wichtige Gesichtspunkte zur Verfügung. Liske nennt hier den Begriff der schöpferischen Spontanität, der in der Frage der Bewertung des indeterministischen gegenüber dem deterministischen Freiheitsverständnis insofern weiterhilft, als er deutlich macht, daß das spontane Schöpfertum „nicht zwingend an ein Wählenkönnen zwischen moralisch unterschiedenen Alternativen gebunden ist“ (ebd.).

G. Haeffner befaßt sich mit Sinn und Problematik eines philosophischen Verstehens von Religion und nennt abschließend drei Kriterien für die Wahrheit einer Religion. Erstens betont er: „Eine religiöse Lebensform, die nicht zugleich eine sittliche Lebensform ist, wäre selbst unsittlich oder zumindest noch vorsittlich und ist deshalb entweder abzulehnen oder weiterzuentwickeln“ (195). Zweitens stellt er klar: „Eine religiöse Lebensform, die ihre Anhänger nicht freier, realitätsbezogener und liebender, sondern enger, ängstlicher und wahnhafter macht, kann nicht die vera religio sein“ (ebd.). Drittens schließlich weist er darauf hin, „der Reichtum des inneren Sinngehalts einer religiösen Lebensform“ könne „von größerer oder geringerer Schönheit sein, in der sich seine Wahrheit zeigt – jedenfalls einem höheren Wahrnehmungsvermögen, wie es z. B. Hans Urs von Balthasar mit seiner ‚Schau der Gestalt‘ anzielte“ (195 f.). – Abschließend untersucht R. Schaeffler das Verhältnis zwischen religiösen Gottesnamen und philosophischen Gottesbegriffen. Zentral für seinen sprachphilosophischen Lösungsversuch ist die These: „Ohne eine Analyse des genuin religiösen Aktes ... läßt sich weder der ‚Gott des theologischen Arguments‘ mit dem Gott des Glaubens identifizieren noch irgendein Begriff, innerhalb oder außerhalb seiner theologischen Verwendung als ‚Gottesbegriff‘ ausweisen“ (200). Für die „Frage nach philosophischen Zugängen zur Religion“ (ebd.) ergibt sich daraus nach Schaeffler: „Nicht ein zuvor definierter theologischer oder philosophischer Gottesbegriff gibt das Kriterium an die Hand, um zu entscheiden, ob ein vorfindliches Phänomen ‚religiös‘ genannt werden kann. Sondern in einer grammatischen, semantischen und pragmatischen Analyse der religiösen Sprache, und durch sie vermittelt, in einer phänomenologischen Analyse des religiösen Aktes und seines nomenalen Korrelats sind die Kriterien dafür zu gewinnen, ob ein theologisches Argument oder ein philosophischer Begriff sich wirklich oder nur vermeintlich auf jene Wirklichkeit beziehen, die nur im religiösen Akt originär gegeben sein kann, also auch und vor allem auf jenes Wirkliche, ‚quod omnes dicunt Deum‘“ (200 f.).

Der gemeinsame Nenner dieser thematisch recht unterschiedlich ausgerichteten Beiträge liegt, wie der Herausgeber in seiner Einführung schreibt, in der Frage, „ob und wie Religion ... Gegenstand der Philosophie werden kann“ (7). Mit Recht sieht er eine lohnende Aufgabe darin, ein solches Thema „lebendig zu halten“, zumal es zumindest „in der deutschsprachigen philosophischen Debatte nur am Rande gepflegt wird“ (9).

H.-L. OLLIG S. J.

GUTMANN, MATHIAS, *Die Evolutionstheorie und ihr Gegenstand*. Beitrag der Methodischen Philosophie zu einer konstruktiven Theorie der Evolution. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung 1996. 332 S.

Es handelt sich um die Veröffentlichung einer unter P. Janich entstandenen Dissertation, welche die Kritik der darwinistischen Evolutionstheorie aus konstruktivistischer Perspektive zum Ziel hat und dabei gleichzeitig eine methodologische Begründung für die „Frankfurter Theorie“ der Konstruktionsmorphologie liefern will. – Dazu wird im 1. Teil („Wissenschaftstheoretische Vorbemerkungen“) zunächst der empiristische Erfahrungsbegriff einer grundsätzlichen Kritik unterzogen. Die logische Inkonsistenz des sogenannten kritischen Realismus Poppers, der für die meisten Biologen das erkenntnistheoretische Credo darstellen dürfte (falls sie ein solches überhaupt bemühen), macht nach Meinung des Verfassers eine methodische Neubegründung der Evolutionstheorie mit konstruktivistischen Mitteln unumgänglich. Damit wird nicht mehr nach „wahren“

und „falschen“ Aussagen gefragt, sondern nach der (inhaltlichen wie formalen) Möglichkeit von Aussagen, die sich aus dem *Erkenntnisinteresse* der Biologie und ihrer dazu verwendeten Mittel und Methoden ergibt. – Die dafür im 2. Kapitel präsentierte Kurzdarstellung der Methodischen Philosophie Janichs dürfte allerdings nur Insidern verständlich vorkommen. – Im zweiten Teil konzentriert sich der Angriff gegen Darwins Theorie auf den dort verwendeten Artbegriff. Es wird das Zirkuläre des Versuchs aufgezeigt, Evolution als Abänderung von Arten zu beschreiben, dabei aber gleichzeitig die Artzugehörigkeit nur mit dem Rückgriff auf die (gemeinsame) Evolution erklären zu können. Allerdings leuchtet die vom Autor damit verbundene Ablehnung der Ähnlichkeitsforschung auf der Grundlage des Homologie- und Konvergenzkonzepts nicht recht ein. Hier vermißt man eine nähere Auseinandersetzung mit der idealistischen Morphologie, deren Typusbegriff eben gerade nicht phylogenetisch gewonnen ist, sondern auf dem Weg der fortwährend vergleichenden Anschauung in der Schwebe bleibt, und als solcher Fundament jeder erst darauf aufbauenden phylogenetischen Deutung ist. Als stets vorläufiges, ja, wenn man so will, hypothetisches Konzept ist die Typuseinheit sehr wohl in der Lage, sowohl fortlaufend Veränderung zu erfahren und zugleich als heuristischer Maßstab für eben diese Veränderung zu dienen. Alle vergleichend arbeitenden Systematiker wissen das, und es hätte dem Verf. gut angestanden, hier anhand von Namen wie W. Troll, O. Schindewolf, oder besonders K. Lorenz (*Gestaltwahrnehmung als Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis*) etwas mehr Antenne zu entwickeln, statt sich auf die sterile Analyse rein begrifflicher Inkompatibilitäten zu beschränken. – Um die tatsächlichen – oder unterstellten – methodischen Zirkelschlüsse in der Begründung der Evolutionstheorie zu vermeiden, stellt Gutmann im dritten Teil seinen (in Analogie zu Janichs Protophysik konzipierten) „protobiologischen“ Ansatz vor. Gegenstand der Evolutionsbiologie ist hiernach nicht mehr die unhaltbare Realität definitorisch nicht zu bewältigender „Arten“, sondern die aus unserem lebensweltlichen Vorverständnis von Züchtung und Maschinenfunktion gewonnene „rationale“ Konstruktion des Organismus'. Damit wird Evolution nicht mehr als Stammesgeschichte beschrieben, d. h. als realhistorische Nacherzählung in sich kontingenter Abwandlungs- und Anpassungsereignisse, sondern als eine Art Vervollkommnungslogik aus dem Begriff der organistischen Konstruktion deduziert. Die Möglichkeit, dem rationalen Konstruktionsgegenstand „Organismus“ einen evolutiven Optimierungsverlauf zu unterlegen, liefert die „Konstruktive Modelltheorie“ (Kap. 8) mit ihrer Unterscheidung von Modell als pragmatischem Herstellungsverfahren und als normativem Herstellungsziel. Die verschiedenen Organisationsformen stünden demnach zum „bionom“ (vielleicht übersetzbar mit „lebensgerecht“) konstruierbaren Vorentwurf von Organismus in demselben Verhältnis wie herstellungsbedingt unterschiedliche Kugelmodelle zum Ideal der geometrischen Figur. Wie aber werden biologische Gegenstände, Organismen, „hergestellt“? – Selbstverständlich durch „Züchtung“, die aber wiederum nicht „naturalistisch“, wie in der Synthetischen Evolutionstheorie üblich, aufgefaßt werden darf, sondern „protobiologisch“ zur Einführung des Gegenstandes der Evolutionsbiologie, d. h. wiederum des Organismus' (Kap. 7). Das gegenseitige Verhältnis einer solchen Gegenstandsbestimmung wird leider am Ende des dritten Teiles nicht resümiert. Es befällt einen darum der Verdacht, daß auch hier ein ungeklärter Zirkel vorliegt, der zu nicht geringeren Legitimierungsschwierigkeiten führt, als sie der Autor dem Darwinismus unterstellt.

Dennoch, der ganze Ansatz ist geistreich, und man ist gespannt, was der abschließende vierte Teil des Buches an inhaltlicher Durchführung zu bieten hat. „Präliminarien“ (zu einer „konstruierenden“ bzw. „rekonstruierenden Morphologie“) heißt es ein wenig vollmundig in den Überschriften zu Kap. 10 und 11. Das insinuiert, es handle sich um erste Entwürfe des Verfassers auf der Grundlage des im dritten Teil Erörterten. Tatsächlich besteht aber die Eigenleistung nur im Nachweis, daß die hydraulische Konstruktionsmorphologie der „Frankfurter Theorie“ (im wesentlichen vom Onkel des Autors, W. F. Gutmann, begründet) dem protobiologischen Konzept des dritten Teiles genügt und damit zu Recht konstruktivistisch genannt werden kann. Mit einer derartigen Qualifizierung seiner Theorie hat W. F. Gutmann selbst bisweilen geliebäugelt, ist zuletzt aber davon abgerückt, wohl unter dem Eindruck, daß die konstruktivistische

„*metabasis eis allo genos*“ nicht von der Verpflichtung der Klärung des ontologischen Status einer biologischen Theorie enthebt. – Enttäuschend wirken die „Präliminarien zur Rationalen Taxonomie“ (Kap. 12), weil hier der konstruktivistische Versuch, „naturalistische“ Objektivität in die Gleichgültigkeit interessegeleiteter Herstellungsverfahren aufzulösen, auf die Spitze getrieben und gleichzeitig ad absurdum geführt wird. Es ist einfach nicht wahr, daß man genausogut von biologischen („züchterischen“) wie pharmakologischen *Arten* sprechen könne (306), je nachdem, welches Interesse man bei der Konstruktion des Artbegriffs verfolgt. Hier wird der Sinn von Taxonomie auf den Kopf gestellt bzw. mit der Trivialität verwechselt, daß es – selbstverständlich – verschiedene Kriterien geben kann, nach denen man eine Sache einteilt. Taxonomie aber ist und bleibt – bei aller Künstlichkeit und Vorläufigkeit der Systeme – der Versuch, den natürlichen Stellenwert biologischer Gegenstände (eben Arten, und nicht Organismen) im evolutiven Zusammenhang zu bestimmen. Natürlich soll dabei besagen, daß die Gegenstände diesen Stellenwert aufgrund ihres phylogenetischen Hervorgehens auseinander selbst erzeugen, und nicht von mir auferlegt bekommen. Gewiß ist eine solche These in der Sicht des Verfassers ein Rückfall mehr in die naturalistische Interpretation, aber dieser „Rückfall“ scheint u.E. unvermeidlich, wenn Lebewesen als (selbsttätige) Subjekte und nicht nur als Konstruktionen aufgefaßt werden. Ordnung wird dann eben nicht nur von mir hergestellt, sondern (zumindest) auch von den sich selbst hervorbringenden Individuen erzeugt, und muß als solche hingenommen bzw. aufgedeckt werden. Lebewesen als nach unserem eigenen Bild und Gleichnis autoaktive Entitäten sind eben etwas anderes als Schrauben – und auch als Elementarteilchen, wo die Grenze unserer Erfahrung die Einführung fiktiver Gegenständlichkeit erfordert und so dem Konstruktivismus zu einigem erkenntnistheoretischen Recht verhilft. Hier liegt der eigentliche Grund, warum die Protophysik Janichs nicht so einfach in eine Protobiologie übertragbar ist. – Wohl in Ahnung dieses Vorwurfs bekennt Gutmann, daß „die Rekonstruktion des Verwandtschaftsbegriffes nicht der Gegenstand dieser Arbeit“ sei. Schön und gut, man kann in einem Buch nicht alles behandeln – ohnehin sind die Kapitel mit Exkursen und Nachweisen der philosophischen Bandbreite des Autors mehr als überfrachtet. Aber gerade eine Auseinandersetzung mit dem Verwandtschaftsbegriff hätte erfolgen müssen, weit mehr als mit Carnot, Borelli oder Uexküll (als Beispiele dafür, wo man Seiten hätte sparen können), um eine Kritik des Darwinismus auf seinem eigentlichen Feld vorzunehmen. So aber zielt die Kritik an der zunächst eingeführten Themenstellung (der Abstammung) vorbei und wechselt, interessant gewiß, zu einem neuen Gegenstand (dem Organismus), ohne den Leser von der Notwendigkeit dieses Wechsels zu überzeugen.

Das Fazit. Es ist nach allem kein Geheimnis, daß die Lektüre den Rezensenten zunehmend verärgert hat. Das liegt nicht an der vertretenen Position – die wäre sicher der Diskussion wert, wenn man sie nur klar verstünde. Aber die Sprache ist unzumutbar. Das beginnt mit einer seltenen Eigenmächtigkeit in der Zeichensetzung und bei der Groß-/Kleinschreibung, steigert sich in der Verliebtheit in Manierismen („zuvörderst“) und eigene Wortschöpfungen („kultürlich“) und kulminiert in einem schwer lesbaren Satzbau („Das diese Konstruktionen als Begriffe transsubjektiv und reproduzierbar in Geltung setzende ist die Präparation“) (288). Bedenkt der Autor eigentlich, daß man zur Lektüre häufig nicht in Zeiten höchster geistiger Leistungsfähigkeit greift? Nach mehrfachen erfolglosen Anläufen während zweier Jahre, das Buch in einem Durchgang zu verstehen, bleibt der Zweifel, ob sich diese Art philosophischer Unterweisung für Biologen eignet.

CH. KUMMER S. J.

SWINBURNE, RICHARD; *The Evolution of the Soul*. Revised Edition. Oxford: Oxford University Press 1997. 360 S.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien 1986. In einer Zeit, in der verschiedene Varianten materialistischer Ansätze die Philosophie des Geistes dominieren, war Swinburnes (S.) Verteidigung des Leib-Seele-Dualismus eine mutige und eigenständige Bereicherung der Debatte, die jedoch auf heftige Kritik stieß. In der jetzt vorgelegten überarbeiteten Neuauflage geht S. in einem neuen Prolegomenon und sieben neuen An-